

im Kriege besonders bedeutungsvoll sind, sei bloß hingewiesen.

So trägt die Chemie ihr ehrliches Teil dazu bei, die Verluste an Menschenleben zu beschränken. Ohne Ueberhebung kann man behaupten, daß wir in dieser Beziehung alle feindlichen Nationen übertreffen.

Es gilt dies aber nicht nur für die besprochenen Gebiete. Wohin wir die Blicke wenden, sehen wir die deutschen Chemiker an der Front, die chemische Industrie, besonders Englands, die bis 1870 noch den Weltmarkt nahezu ohne ernsthaften Wettbewerb beherrschte, kräftig zurückdrängen. Neben den künstlichen Arzneistoffen sind es die Hunderte künstlicher Teerfarbstoffe, die künstlichen Riechstoffe usw., die fast ausschließlich durch die deutsche chemische Industrie hergestellt werden. Die eine, allerdings sehr mühevollen Vorarbeiten entspringende deutsche Entdeckung des künstlichen Indigo farbstoffes kostete England fast seinen gesamten indischen Indigobau, während dafür die Ausfuhr von künstlichem Indigo aus Deutschland im Jahre 1913 bereits auf mehr als 53 Millionen Mark stieg. Solche Erfahrungen mußten Besorgnisse hervorrufen, aus den Besorgnissen erwachsen englische Eifersucht und ein giftiger Neid auf Deutschlands Industrie im allgemeinen, seine chemische Industrie im besonderen; sicherlich einer der stärksten Antriebe für Englands Beteiligung am Weltkrieg.

Fragen wir nun nach den Ursachen des gewaltigen Vorsprunges der deutschen chemischen Industrie, so sind sie, außer natürlich in der hingebenden dauernden Arbeit, zunächst in der streng wissenschaftlichen Art des Hochschulunterrichtes für unsere Chemiker zu suchen, weiter in der dauernden

wiegend, was der Zensor beanstanden muß. Sein Stift hat Einzelheiten zu markieren, die dem Laien oftmals ganz belanglos erscheinen und es ja auch im eigenen Lande tatsächlich sind, die aber dem Feinde möglicherweise unerwünschte Anhaltspunkte geben können oder die er einfach mißverstehen würde, um sie dann gegen unsre in seinem Lande Gefangenen auszunützen. Es scheint ja ganz natürlich, daß ein Vater seinem in Rußland gefangenen oder in Frankreich internierten Sohn schreibt, daß nun auch sein jüngerer Bruder mit diesem oder jenem Regiment am so und so vielten ins Feld abgeht. Und doch hat die Erfahrung gelehrt, daß solche Berichte gewisse Gefahrmomente einschließen. Was die Zeitung mitteilt, darf auch in der Korrespondenz berührt werden, was sie unterläßt, muß, selbst wenn der Laie diese Maßnahme nicht ohne weiteres zu beurteilen vermag, vermieden werden — das ist ungefähr die Richtschnur, nach der in der Zensur gearbeitet wird.

Ihr Postsaal liegt im Erdgeschos. Es ist ein großer, weiter Raum, in dem Landsturmmänner die Briefbündel übernehmen. Keiner von ihnen ist felbtauglich. Es sind entweder Leute, die schon verwundet von der Front heimkehrten, oder die von allem Anfang an nur für leichteren Dienst bestimmt worden sind. Ihr Hauptmerkmal ist Intelligenz. Mindestens vier Sprachen muß jeder von ihnen sprechen, einzelne beherrschen auch sechs oder sieben Sprachen und mehr. Kaufleute sind in ihren Reihen, Agenten, die viel in der Welt herumgekommen sind, Künstler, unter anderem ein Hofmusiker, dann Lehrpersonen, und in den Bureaux der höheren Instanzen Beamte, an leitender Stelle einzelne Herren aus dem Unterrichtsministerium.

Das Briefbündel wird geöffnet, gezählt, nach Sprachen sortiert, und an die einzelnen Sprachgruppen weitergegeben. Es gibt deren 24 in der Zensur: drei deutsche, vier russische, drei italienische, zwei tschechische, je eine ungarische, dann selbstverständlich englische, französische, rumänische, ukrainische, kroatische, hebräische, serbische, slowenische, polnische und esthnisch-lettische. Es kommen aber auch türkische und persische, griechische, tatarische, friaulische, albanische, armenische, litauische und grusinische und ladinische Schriftstücke vor und kleinrussische Dialekte müssen ebenso zensuriert werden wie bessarabische. Bedenkt man nun, daß sich da die kompliziertesten Fälle ergeben, daß zum Beispiel Rumänisch in kyrillischer Schrift erscheint und daß die überwiegende Mehrzahl dieser Mitteilungen von ungebildeten Menschen in ungelerten, schwerverständlichen Ausdrücken mit sehr „persönlicher“, das heißt natürlich schlechter Orthographie geschrieben werden, so erhält man beiläufig eine Vorstellung von dem Arbeitspensum, das es da zu bewältigen gibt.

In der jeweiligen Sprachabteilung übernimmt ein Vertrauensmann wieder die Post, zählt sie neuerdings ab und weist sie den einzelnen Zensorentischen zu. Jeder dieser Tische hat wieder seinen Tischleiter, und alle diese Tische unterstehen dem sogenannten Gruppenleiter, dem Chef der betreffenden Sprachsektion.

Entsieg sind die Zensoren am Werke. Jeder hat seine Paragraphen, sein eigenes Signum. Mit dem Blaustift in der Hand bearbeitet er den Kartentopf vor sich, in dem er alles, was ihm beanstandenswert erscheint, durch Klammern deutlich aus dem Brief herauszuheben hat. Daneben ist selbstverständlich die Adresse genau zu prüfen. Zum größeren Teil sind es freiwillige Arbeiter, die hier wirken, auch Damen sind darunter, und einzelne bezahlte Kräfte. Da man in der Zensur immer wieder mit Geheimschriften, sowohl mit sichtbaren als mit unsichtbaren, zu tun hat, so erhalten die Zensoren, ehe sie ihre Arbeit antreten, selbstverständlich ihre Instruktion. Es ist, wie leicht begreiflich, eine schwierige Aufgabe, in 200,000 Stück Tageseinlauf gerade jene Exemplare herauszufinden, die unsichtbare Geheimschriften enthalten. Um dieses verdächtige Material gleichsam herauszuspüren, bedarf es natürlich vieler Erfahrung und eingehender Kenntnis der Gefangenenpsychologie. Die Gefangenen haben ja Zeit, sehr viel Zeit, und daß sie da auf die kühnsten Kombinationen und die verblüffendsten Einfälle geraten können, versteht sich von selbst, um so mehr, da man in Rußland, in dessen „schwarzen

Der blaue Stift.

In der Zensur der Kriegsgefangenenkorrespondenz.

Wenn im Postamt I, in der Hauptpost, die Hochflut der täglichen Korrespondenzen gemeistert und in ihr richtiges Bett geleitet wird, dann rollt eine stattliche Anzahl davon in den wohlbekanntem kleinen Karriolen oder zweirädrigen gelben Postwägelchen in die Seihergasse bei den Tuchlauben. Dort ist die Abgabestelle für die Zensur der Kriegsgefangenenkorrespondenzen. Eigentümlich an diesen Postbündeln ist, daß die Brieffschaften fast ausnahmslos den Ausdruck des Roten Kreuzes tragen, denn den Beschlüssen der Haager Friedenskonferenz gemäß hat das Genfer Kreuz auch die Obfsorge für den schriftlichen Verkehr der Kriegsgefangenen zu übernehmen. Es sind ungefähr 200,000 Stück, die täglich durch dieses Amt laufen, und diese Riffer stellt seiner Tätigkeit den weitzügigen Rahmen.

Man muß nur bedenken, was das heißt: 200,000 Karten, das sind im Monat etwa 5 bis 6 Millionen, zu lesen, verantwortungsvoll genau zu lesen, sie zu sortieren, zu zählen, der Statistik einzuverleihen, eventuell über sie zu referieren und sie wieder zu erbedieren — und all das in der Erkenntnis, daß zwischen den ehrlichen, harmlosen Grüßen der Sehnsucht auch viel Unzulässiges über die Strafe dieser Korrespondenzen läuft, die ja die einzige ist, die ins Feindesland führt. Da ist strengste Wachsamkeit geboten, und es ist keine kleine Leistung, wenn es „in der der Zensur“ keine Rückstände gibt.

In normalen Postzeiten bleibt kein Brief länger als 24 Stunden in diesem Amt liegen, es wären denn solche, die erit „behandelt“ werden müssen. Gewiß ist nicht alles schwer-